Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim

Herausgeber: Heimverband Schweiz

Band: 66 (1995)

Heft: 8

Artikel: Wohnen für Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung : vermehrtes Interesse an begleiteten Wohnformen

Autor: Junghardt, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wohnen für Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung

VERMEHRTES INTERESSE AN BEGLEITETEN WOHNFORMEN

Von Werner Junghardt

Am 1. Juni sprach Werner Junghardt, Heimleiter im Wohnheim Laubiberg, einer Beschäftigungsstätte mit Wohnheim für Behinderte im Kanton Baselland, vor Eltern des Trägervereins «insieme» (Verein zur Förderung geistig Behinderter, Baselland). Er befasste sich mit dem Wohnen für Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung, die auf Pflege und spezielle Therapien angewiesen sind. Die anschliessend positive und anregende Resonanz ermutigte ihn, seine Ausführungen in einem Aufsatz zusammenzufassen und diesen der Fachzeitschrift Heim zur Veröffentlichung zuzustellen.

Bei der hier zu behandelnden Zielgruppe geht es um Erwachsene mit schweren geistigen und körperlichen Behinderungen, die in allen lebenswichtigen Belangen intensiver Unterstützung bedürfen.

Ich weiss, dass heute einige Fachleute solche Definitionen vermeiden, um nicht von vorneherein einer bestimmten Gruppe eine gewisse Stigmatisation zu verleihen. Das mag weithin ein berechtigtes Anliegen sein. *In der Praxis aber schafft die Vermeidung einer klaren Definition einer Zielgruppe häufig nur Verwirrung, wenn nicht gar Missverständnis und Verärgerung.* So löst der generöse Hinweis auf Menschen mit einer geistigen Behinderung, die künftig ambulant begleitete Wohnformen auf dem freien Wohnungsmarkt beanspruchen können, bei vielen Eltern behinderter Kinder eher Verunsicherung, denn Hoffnung aus. Die verschleierte Darstellung einer Zielgruppe gereicht dann schneller zur Ausgrenzung als deren klare Definition.

In unserer Einrichtung, einem Wohnheim mit Beschäftigungsstätte, betreuen wir in zwei Wohngruppen achtzehn Heimbewohner. Eine weitere Bewohnerin ist extern und kommt nur wochentags zur Betreuung. Elf Heimbewohner sind auf einen Rollstuhl angewiesen. Fünfzehn Bewohner sind inkontinent und tragen ständig Windeln. Sieben Personen tragen orthopädische Körperstützen, meist ein Korsett.

Die soziale Kontaktnahme untereinander ist aufgrund des hohen Schädigungsgrades massiv eingeschränkt. Ein Drittel unserer Heimbewohner verfügt über passiven und aktiven Sprachgebrauch. Ein weiteres Drittel versteht Sprache, kann sich selbst aber sprachlich nicht ausdrücken. Das letzte Drittel versteht auch Sprache nicht, fordert uns also enorm heraus zu einem Gespräch da, wo Worte versagen.

Auf dem geschilderten Hintergrund ist es selbstverständlich, dass wir eine Betreuung «rund um die Uhr» zu gewährleisten haben. Etwa 70 Prozent unserer Arbeitszeit investieren wir in die unmittelbare Pflege vom Waschen bis zur Esseneingabe.

Weil es hier um das Wohnen geht, sei noch eine Bemerkung erlaubt: *Wir beobachten heute ein verstärktes Interesse an abgestuften, letztlich dann ambulant begleiteten Wohnformen.* Das ist sicher zu begrüssen und zukünftig noch weiter auszubauen. Wir beobachten auch ein gutes Engagement für Personen mit schweren Verhaltensauffälligkeiten. Der Umgang mit solchen Personen liegt in der schwierigen Spannung von festen Regeln, viel Phantasie und einem ganz persönlichen Einsatz. Menschen mit so schweren Einschränkungen, wie sie bei uns im Heim leben, sind augenblicklich in der Gefahr, zum «Pflegefall» zu verstummen. Ihre Bedürfnisse drohen zu verkümmern, ihre Wünsche und Sehnsüchte bleiben ungehört und deshalb unerfüllt. Wie gesagt, ich gehe hier vom tatsächlichen Erleben aus und nicht von Appellen, die manchmal auch mehrsprachig erscheinen und doch nur schriftlich das ausdrücken, was wir in den Heimen immer schon zu leisten versuchen: Wohn-Raum, d.h. Raum zum Wohnen zu schaffen, und das freilich immer nur mit dem Raum, der uns zur Verfügung steht!

Eine weitere konkrete Erfahrung, die ich hier einfügen möchte, ist, dass sich schwere Pflege und schwere Verhaltensstörungen nicht vertragen. Eine schwere Pflege, wie sich bei uns geleistet werden muss, ist ständige Grenzerfahrung (der eigenen Kräfte und der umgebenden Möglichkeiten) und kann deshalb zur Ausgrenzung führen! Hier ist das Verständnis und die koordinierende Hilfe des Rechtsträgers oder kantonaler Stellen gefordert. Wohlgemerkt, ich spreche hier nicht von den Verhaltensstörungen, wie sie mehr oder weniger stark zum Alltag in unserem Heim gehören und denen wir uns immer zu stellen haben!

Nun zum Wohnen. Der wichtigste Faktor für das Wohnen von Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen scheint mit nicht zuerst und vor allem der Wohnraum zu sein, sondern die Zeit. Unsere Zeit soll Raum schaffen für unsere Zuwendung. Und unsere Zuwendung soll Kommunikation aufbauen, das heisst Beziehung schaffen. Was zunächst als eine quantitative Grösse erscheint und sehr viel mit unserem Personalschlüssel zu tun hat, wird umgewandelt in den qualitativen Wert unserer Hinwendung zum behinderten Mitmenschen. Abends noch wortlos

> **„Menschen mit so schweren Einschränkungen sind augenblicklich in der Gefahr, zum Pflegefall zu verstummen."**

zehn Minuten am Bett bleiben, eine Hand halten, eine Lied singen oder einfach da sein, bedeutet für uns eine innere Qualität der Arbeit, die es immer wieder auszufüllen gilt.

Dieser innere Wert unserer Arbeit ist der Kern eines ganzheitlichen therapeutischen Milieus.

Und hier komme ich jetzt auf das Wohnen zu sprechen. Ohne den grosszügigen Raum ist das therapeutische Milieu eine gefährdete Grösse. Für diesen Raum gibt es heute genügend technische Normen, auf die ich hier nicht

näher eingehen muss, weil sie nicht primär zu meinem Fachbereich gehören. Es ist jedoch sinnvoll und wichtig, diese technischen Parameter immer wieder zu hinterfragen, zu prüfen im Hinblick auf die (künftigen) Bewohner: «Für wen bauen wir eigentlich, wie, und warum?»

„Eine schwere Pflege ist ständige Grenzerfahrung."

Vielleicht werden wir dann feststellen, dass nicht alle Normen für unsere Heimbewohner passen, dass der vorgegebene Rahmen nicht immer stimmt. Für unsere Einrichtungen heute ist eine gute Funktionalität weithin baubestimmend. Am augenfälligsten ist dies bei den Heimen im sogenannten Pavillonsystem: Hier das Schlafen, dort das Wohnen und die Freizeit, und dann die eigenen Werkstätten, die nur nach einer Wegstrecke erreicht werden können. Das ist ja auch alles richtig und gut, zeugt aber doch von der Tatsache, dass gegenwärtig die Geistigbehindertenarbeit weithin beherrscht ist von den Wohnheimen mit Werkstätten und in ihnen auch ihr stärkstes Sprachrohr hat! Wenn der Weg zur Werkstatt und die Werkstatt selbst zur unabdingbaren Norm wird, dann passt für uns der Rahmen nicht mehr. Das in diesem Zusammenhang oft beschworene «Recht auf Arbeit» wird überstrapaziert, wenn es für unsere Erwachsenen mit ihren schweren Behinderungen auch noch angewendet werden soll. Hier sind andere Ansätze gefragt. *Das Recht auf Arbeit muss bei uns «weitergedacht» werden zu einem «Recht auf Beschäftigung», auf Zeit und Zuwendung, als ein funktionaler Raum, in dem ein Mensch sich in seinen begrenzten Möglichkeiten darstellen kann und Bejahung erfährt.*

Zu diesem Raum, zum Wohnen gehört auch die nähere Umwelt, bei uns im Heim der Garten. Wie eine Hand legt sich der eigens in den letzten Jahren umgestaltete Garten um das Haus und gewährt so Schutz nach der einen Seite und Öffnung nach der anderen. Wir haben versucht, im Rahmen der Möglichkeiten den Garten rollstuhlgerecht anzulegen und ökologisch sinnvoll zu gestalten. Das Wohnen im Haus aber betrachten wir als ein gemeinsam zu gestaltendes, sich auch veränderndes Umfeld unserer Heimbewohner. Das sensible Hinhören und Hinschauen da, wo Worte fehlen, wo manchmal Verhalten als Interaktion zwischen Wohnung und Bewohner einsetzt, ist hier gefragt und fordert unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ständig.

Eben deshalb gehört zum einheitlichen therapeutischen Milieu der Mensch, die Mitarbeiterin und der Mitarbeiter mit einer grossen Wachheit. In einem so schutzbedürftigen Raum wie unserem Heim ist der aufmerksame Mensch ein besonderer Wert. Und es gehört zur Aufgabe unserer Pflege, diese persönlich zu gestalten und so Beziehung wachsen zu lassen.

Dennoch: Ein Heim mit einem so hohen Pflegeanteil wie bei uns erscheint uns nicht sinnvoll. Langfristig gesehen sollte doch eine «relative Durchmischung» des Schädigungsgrades einsetzen. Nur so können wir die Möglichkeiten sozialen Lernens nutzen, die gegenseitige Integration auch von Menschen mit Behinderungen fördern. Die gegenwärtigen Strukturen aber, die wir vorfinden und die ursächlich unseren Leistungsauftrag definieren, gebieten uns, Normen unserer Arbeit, Rahmenbedingungen für das Wohnen in unseren Heimen zu hinterfragen und weiterzuentwickeln. Dabei nutzen wir auch die hohe Motivation unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, um für Menschen mit schweren Behinderungen ein Modell ganzheitlichen Lebensraumes zu schaffen.

Vielleicht ist deutlich geworden, dass wir in unserem Heim das Wohnen niemals separat betrachten können. Wohnen und Leben, Mitleben, Arbeiten und Mitarbeiten (im oben bezeichneten Sinn unserer Beschäftigung) gehören zusammen. Wie können wir auf dem geschilderten Hintergrund eines so hohen Pflegeaufwandes, einer so geringen sozialen Resonanz der Frustration entgegenwirken? Diese Frage hat uns in den letzten Jahren stark beschäftigt. Wir gingen davon aus, dass Resignation oder Misserfolg da einsetzen, wo uns nichts mehr einfällt. Aufgrund dieser Prämisse

„Wohnen und Leben, Mitleben, Arbeiten und Mitarbeiten gehören zusammen."

konnte plötzlich etwas entstehen, was viele zunächst skeptisch betrachteten: Beschäftigung in der Werkstube mit ganz individuellen Wegen zum Beispiel, oder die Werkwochen mit eigenem Thema. Mit einer bunten Vielfalt von Methoden wird ein Thema dargestellt. Es ist dann für uns spannend, wenn unsere Heimbewohner reagieren, bereits Gehörtes oder Gesehenes wiederentdecken oder ihre innere Teilnahme zu verstehen geben. In kleinen Meditationsstunden werden religiöse oder im Vorfeld des Religiösen liegende Lebensvollzüge mit viel Ruhe und Gelassenheit betrachtet. Es ist für uns ein Geschenk, wenn wir erfahren, wie unsere Heimbewohner einfachster religiöser Vollzüge fähig sind – nämlich ruhig zu werden, sich zu entspannen, zu hören, manchmal zu staunen und so auch Ehrfurcht zu entwickeln. Werkwochen bereiten auch Weihnachten und Ostern vor. Unser Krippenspiel im Advent entsteht aus der Werkwoche heraus und wächst so zu einer Verinnerlichung, über die wir nur immer wieder staunen können.

Die Basale Kommunikation ist für uns der immer wieder ernsthaft zu unternehmende Versuch eines Gesprächs. Hier steht die zu schaffende oder zu erhaltende Beziehung im Vordergrund.

„So normal wie möglich, so behindertengerecht wie nötig."

Immer geht es uns darum, den Sinneskanal zu finden, auf dem wir mit unseren Betreuten eine Verbindung herstellen können.

Ganz ähnlich die Eurythmie. Ruhe und Gelassenheit auch hier. Der sonst übliche «Erfolg» ist keine Qualität unserer Arbeit, wohl aber das mühsame und aufmerksame Registrieren kleiner und kleinster Schritte, das Erwecken manchmal minimaler Aufmerksamkeit unserer Heimbewohner.

Ferien gehören zum Leben. Wir haben in den letzten Jahren unsere bisherigen Feriengewohnheiten geändert. In kleinen Gruppen von zwei Betreuten und zwei Betreuern gehen wir in ein Chalet und erleben stressfreien Umgang miteinander, entdecken einander ganz neu und schöpfen so gemeinsam Mut für die weitere Wegstrecke. Wir sind heute überzeugt, dass diese individuelle Form unserer Ferien unseren schwerstbehinderten Heimbewohnern angemessen ist. Ganz nebenbei sei vermerkt, dass Ferienlager so durchgeführt billiger werden, wenngleich von der Mitarbeiterin und vom Mitarbeiter mehr Improvisation und Einsatz gefordert ist.

Wohnen für Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung,

die auf die Pflege und spezielle Therapien angewiesen sind, kann sicher ein eigenes Thema für einen Architekten sein. Aus heilpädagogischer Sicht aber wird es immer zu einem ganzheitlichen Thema, wird es zum therapeutischen Milieu, zum Leben selbst. Unsere aufgrund eines wenig geeigneten Hauses beschränkten Möglichkeiten haben wir in den letzten Jahren als Herausforderung begriffen und so eine aufgetretene Resignation überwunden. Das heisst freilich nicht, dass unsere Herausforderung nicht auch andere Verantwortliche ergreifen sollte, damit Haus und Leistungsauftrag besser übereinstimmen können.

Zusammenfassend drängen sich uns im Wohnheim folgende Schlussfolgerungen zum Thema auf:

1. Die Konzentration von Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen ist zu vermeiden.
2. Wo eine solche Konzentration – wie bei uns – dennoch aufgetreten ist, muss «Raum» gegeben werden:
   - in grosszügigen, robusten Wohnformen, deren Überschaubarkeit die Identifikation der Bewohner ermöglicht;
   - in Personal und Zeit.
3. Ein «therapeutisches Milieu» schaffen heisst, Betreuung in einem förderlichen («fördernden») Ausmass zu gestalten.
   Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen kompetent sein, ihrer Zuwendung die besondere Qualität einer «Beziehung» zu verleihen.
4. Es sind auch Angebote ausserhalb des Hauses zu schaffen, wobei Überforderung zu vermeiden ist.
5. Der Jahresablauf ist eindeutig zu strukturieren (Feste, Feiern, Werkwochen).
6. Kleine Gruppen von fünf Heimbewohnern schaffen Geborgenheit und ermöglichen klare Identifikationsfelder.
7. Das Wohnen sollte anregend sein und dem Grundsatz folgen: «So normal wie möglich, so behindertengerecht wie nötig.»
   Wo immer möglich (bei uns leider selten), sollte auf die Wünsche der Bewohner Rücksicht genommen werden.

Es ist eine lohnende Aufgabe, Wohnen für Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen zu ermöglichen. Es ist eine Aufgabe, die häufig ganz neue Überlegungen und Lösungen verlangt. Dafür brauchen wir helfende Unterstützung, damit Wohnheime mit schwerstbehinderten Menschen nicht ins Abseits geraten und so eine Stigmatisation erhalten, die Leben verunmöglicht.

Adresse des Verfassers:
Werner Junghardt
Diplom-Theologe und Rehabilitationspädagoge
Heimleiter Wohnheim Laubiberg
Munzachstrasse 25D
4410 Liestal
Tel. 061/921 09 01

E.D.E. *European Association for Directors of Residential Care Homes for the Elderly a.S.b.l.*

4. INTERNATIONALER HEIMLEITERKONGRESS VOM 19. BIS 21. SEPTEMBER 1995 IN LONDON

Dienstag, den 19. September 1995

14.00 Eröffnung
Peter Adams, Kongress-Präsident
14.20 **Michiel Kok,** E.D.E.-Präsident
15.15 **Padraig Flynn,** EU Commissioner
16.00 **Prof. Patrick Carr**
«Die Professionalisierung der stationären Versorgung unserer ältern Bürger in Europa»
20.00 Gala-Abend

Mittwoch, den 20. September 1995

10.00 **Dr. J. Hoen,** Holland
«Grundvoraussetzungen für die Leitung von Alteneinrichtungen»
10.40 **Prof. Miramon,** Frankreich
«Die ethischen Grundsätze in der stationären Altenarbeit»
11.45 **Wilfried Schlüter,** Deutschland
«Aus-, Fort- und Weiterbildung für Leiterinnen und Leiter von Alteneinrichtungen»
12.20–13.00 **Dr. Larry Polivka,** USA
«Untersuchungen über die Rolle der Heimleiterinnen und Heimleiter in der stationären Altenhilfe»
13.00 bis 14.15 Mittagessen
14.15 bis 15.45 **Gruppenarbeit:**

1. Grundvoraussetzungen für die Leitung von Alteneinrichtungen
   - Qualifikation als Manager, Sozialarbeiter, Krankenpfleger oder?
2. Die ethischen Grundsätze in der stationären Altenarbeit
   - Das veränderte Sexualverhalten im Alter, ein Problem für den Heimleiter?
3. Aus-, Fort- und Weiterbildung für Leiterinnen und Leiter von Alteneinrichtungen
   - Ausbildungsrichtlinien und Inhalte für eine europäische Heimleiterausbildung
4. Forschung
   - Aufgaben und Möglichkeiten, in der Altenarbeit zu forschen
5. Extra-Arbeitsgruppe A
   - Ziele, Trends, Aufgaben in der stationären Altenhilfe
6. Extra-Arbeitsgruppe B
   - Die vergessenen Krankheitsbilder in der stationären Altenhilfe – «Alzheimer, Demenz, Aids, Psychisch-, Physischkranke

16.15–17.15 Zusammenfassung/Resümee der Arbeitsgruppen
Abend Steht zur freien Verfügung

Donnerstag, den 21. September 1995

09.00–10.30 Gruppenarbeit – s. Mittwoch
11.00–12.00 Zusammenfassung/Resümee der Arbeitsgruppen
12.00–12.20 **Peter Adams** – Resümee aus der Sicht des Kongress-Präsidenten
12.20–12.40 **Michiel Kok** – Resümee aus der Sicht des E.D.E.-Präsidenten
12.40–13.00 Präsentation des 5. europäischen Heimleiterkongresses 1997 in der Schweiz
13.00 Mittagessen
Ende des Kongresses

Für Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus der Schweiz organisiert Hans Rudolf Salzmann eine Gruppenreise vom 17. bis 22. September. Hin-/Rückreise mit dem Flugzeug, Unterkunft im Mayfair-Quartier.

Auskunft und Anmeldung:
Hans Rudolf Salzmann, Heimleiter, Herdschwand, 6020 Emmenbrücke.
Tel. 041 56 56 56, Fax 041 56 56 07.